

Auf den ersten Blick ist alles so, wie man es erwartet auf einer kleinen, privaten Tropeninsel mit einem Übernachtungspreis von über tausend Dollar: Am Pier stehen zwei Dutzend Menschen in tadellos sitzenden Leinenoutfits und winken, als würde ein Rockstar eintreffen. Das Strahlen in den Gesichtern an diesem Nachmittag ist so überzeugend, dass man die Komplikationen der Anreise sofort vergisst. Am frühen Morgen holte uns der Fahrer am Flughafen in Singapur ab, brachte uns zum Fährhafen, wir nahmen die Fähre nach Batam, einer Insel, die schon in Indonesien liegt, führen mit einem anderen Fahrer zum dortigen Flughafen, bestiegen das Wasserflugzeug, das uns eigentlich in der hoteleigenen Lagune absetzen sollte, aber nicht konnte, da neuerdings die Zuständigkeiten zwischen den verschiedenen Ministerien – Fischerei, Verteidigung, Tourismus – geklärt werden mussten, was die Anreise kurz vor Ende um knapp zwei Stunden verlängerte. Die Cessna Caravan landete auf dem neu eröffneten Flughafen Letung auf Jemaja, wo wir mit dem dritten Fahrer des Tages, vorbei an der einen oder anderen brandgerodeten Fläche und Schwemmland, bis zu einem kleinen Fischerhafen fuhren, wo sich an diesem verregneten Nachmittag keines der dort ansässigen Salzwasserkrokodile sehen ließ – dafür wartete eine weiße Yacht mit beigefarbenem Teppichboden, mit der es dann noch mal eine knappe Stunde Richtung Südsüdost, nach Bawah, ging. Wie heißt das bei Peter Handke im „Versuch über den geglückten Tag“ – kein geglückter Tag, der nicht den Moment von Komplikation und Gefahr kennt; umso mehr kann man sich freuen, wenn am Ende doch alles glückt, dort unten.

Denn „Bawah“ bedeutet „unten, drunter“ – und bezeichnet vor allem die geografische Lage dieser sechs Inseln und drei Lagunen, die den Miniarchipel Bawah bilden. Bawah ist die südlichste Insel der Anambas, ein Archipel aus 25 Inseln, wovon nur 26 bewohnt sind. Sie liegen zwischen Malaysia und Borneo und sind erst seit kurzem ein eigener Verwaltungsbezirk. Die hügeligen, bewaldeten Inseln mit den vorgelagerten Riffen galten schon sehr bald nach ihrer Entdeckung durch die Freizeitkapitäne – beziehungsweise kurz nachdem die indonesische Regierung Yachttourismus in der Gegend zugelassen hatte – als sensationallyer Geheimtipp zum Schnorcheln.

Vor elf Jahren kam auch Tim Hartnoll mit seinem Boot hier vorbei. Der Reeder aus Singapur war nachhaltig beeindruckt von so viel Flora und Fauna über wie unter Wasser, und als er vom Bruder seines Kapitäns erfuhr, dass die Inseln zum Verkauf standen, war er zur Stelle. Er wollte dieses kleine Naturparadies bewahren.

Die Anambas erstrecken sich auf fast 500 Quadratkilometern, wovon 97 Prozent Wasser sind – und das wird vor allem von ausländischen Schiffen befahren und befischt. Der weltweite Appetit auf Fisch ist enorm, China ist nah, und die Fischer leben hier eher von der Hand in den Mund und weniger von Überlegungen zum nachhaltigen Fischfang. „Meeresschutzgebiete“, sagt Hartnoll, „sind das Papier nicht wert, auf dem sie ausgewiesen sind, wenn keiner aufpasst.“ Und so sorgt jetzt das Sicherheitsteam des Hotels dafür, dass in einem Umkreis von 500 Metern um die Inseln herum nicht gefischt wird. Trotz-



Alles im Riff: Papageiefische, Grunzer, Schildkröten und ein Kajak tummeln sich in der Lagune von Bawah über den vielleicht schönsten Korallenbänken der Anambasinseln.

Foto Bawah

Ein Eiland ist geboren

Gibt es diese einsamen Trauminseln noch, auf denen man kaum Touristen trifft? Eine Reise nach Bawah, zu den indonesischen Anambasinseln / Von Barbara Liepert

dem treiben immer wieder Netze an die Riffe von Bawah, wie überhaupt der Müll in Indonesiens gesamter Inselwelt ein weitgereistes, grenzüberschreitendes Thema ist, das nicht aus dem Blick weicht. Eine Tonne Plastik hatte der Hoteldirektor mit seinen Mitarbeitern von den dreizehn Ständen des hoteleigenen Archipels gesammelt und nach Batam zur Wiederverwertung bringen lassen.

Wir treffen Hoteldirektor Tom Blachere unter einer aus Treibholz geflochtenen, walhaigroßen Grunzer-Skulptur, die tatsächlich wie die Süßlippengrunzer aussieht, die ein paar Meter weiter und

tiefer in der Südchinesischen See schwimmen. Künstler aus Java haben ihn extra für die „Grouper-Bar“ unten am Steg entworfen.

Oben im Restaurant haben andere Künstler riesige Kugellampen mit Muschelketten geschaffen, die wie Tintenfische aussehen. Das Bootshaus ist gänzlich aus Holz errichtet, das auf der Insel angeschwemmt wurde. Wir sind zum Tauchen verabredet. Blachere trägt lange Lycralhosen und Surfschorts, dazu Radler-Shirt und eine Art Piratenkopftuch. Wie? So geht man hier tauchen? „Ja, so. Die Neoprenanzüge sind noch

nicht angekommen“, sagt Blachere. Wir lernen, dass die Leute auf Bawah Meister der Improvisation sind und man in Yoga-Kleidung genauso gut taucht, es sich sogar sehr viel leichter anfühlt. Bei Wassertemperaturen von 29 Grad sollten wir auch in zwanzig Metern Tiefe nicht frieren.

Das restliche Tauequipment ist nahegekauft, und da noch kein Tauchlehrer im Dienst ist, hat der Hoteldirektor diesen Job schnell selbst übernommen. Blachere hat viele Jahre auf den Malediven Tauchsafaris und Hotels geleitet. Der Tauchgang am Hausriff gegenüber des

Schildkrötenstrandes gerät dann auch zu einem herrlich selbstverständlichen Morgenspaziergang durch eine wundervoll wuselige Welt: Gleich nach dem Abtauchen umkreisen uns Teufelsrochen, zwei Schildkröten schweben vorbei, davon eines ein riesiges Männchen, Schwärme von Doktorfischen, Papageiefische in allen erdenklichen Farben, ein Rifhai, ein paar silberne glänzende Barrakudas, mehrere Arten von Fledermausfischen, ein Schwarm Stachelmakrelen, ein schwarzweiß-gestreifter Feuerfisch, eine Muräne, grün wie eine Olive, und ganz und gar nicht runde Kugelfische – und spätes-

tens an der vierten Anemone wird klar, dass es viele verschiedene Arten von Clownfischen gibt, tomatenrote und aprikotfarbene mit einem weißen Streifen, den sie stolz wie eine Irokesenfrisur tragen. Unter einer mächtigen Tischkoralle ruht ein großer weißer Grunzer mit schwarzen Flecken; sein Unterkiefer ist mächtig vorgeschoben, ganz so, als wüsste er, dass er ein eigenes Securityteam hier im Riff von Bawah hat.

Als die Luft in den Flaschen verbraucht war und wir zum Hotelsteg zurückkehrten, setzte ein warmer Tropenschauer ein, die Meeresoberfläche wurde plötzlich glatt wie ein Spiegel, die vorgelagerten kleinen Inseln verschwanden in einem monochromen Blaugrau; selten hatte sich Regen so schön angefühlt. Jetzt war ein guter Moment, unter die große Bambuskuppel des „Aura“ genannten Spas zu fliehen, das viel mehr als nur ein Schönheitssalon sein will: Jeden Morgen gibt es Yoga und Pilates für alle, und wer mehr möchte, kann sich in die Hände des Wellnesscenters begeben, den Fragebogen, der einem vor Ankunft geschickt wird, ausfüllen und ein maßgeschneidertes Programm erfahren, was nicht nur aus Massagen, sondern auch aus DIY-Aktivitäten wie Trekking oder Kajakking besteht. Oder man verkriecht sich in sein Zelt, das eigentlich ein Bambuspavillon ist, nach allen Seiten offen, wenn man die Jalousien hochfährt. Die Möbel und Materialien in Bawah sind allesamt sehr ausgesucht – die Bademäntel sind aus oft gekämmter Baumwolle und sehr dünn, aber weich und saugfähig, „das spart viel Wasser beim Waschen“, erklärt der Hoteldirektor, und in dem tropischen Klima fühlt es sich vor allem viel besser an, als diese schweren Handtuchteppiche, die man sich in Skiresorts nach der Sauna überwirft.

Wer das Kajak wählt, findet auch im Regen mit ein bisschen Geduld in den Mangroven des Kokosnusstrand auf der anderen Seite der Hauptinsel die wahrscheinlich ältesten Bewohner der Insel: Schlammpringer. Die amphibischen Tiere sind hier im Südchinesischen Meer verhältnismäßig groß, fast so lang wie eine Banane und trotzdem auf den Mangrovenwurzeln erst nach einer Weile auszumachen, denn ihr sandgraubrauner Körper verschmilzt mit den wie Skelettstinger im Sand steckenden Pfählen, die diesen uralten Amphibien auf den enormen Glubschaugen Schutz, Aussichtspunkte und Jagdgrund liefern.

Seit sechs Jahren erst haben diese Schlammpringerfamilien sporadisch Besuch. Anfangs waren es nur Paul Cottrell-Dormer, der hier mal kurz innehielt und Tiere beobachtete. Der gebürtige Australier lebt seit 26 Jahren in Indonesien und kennt Bawah wie kein anderer: Vor sechs Jahren kam er mit einem Zelt und zwei Dutzend Handwerkern auf die Insel. Hartnoll hatte ihn während einer Bootstour auf einer anderen indonesischen Insel kennengelernt. Der Ingenieur hat Bawahs künstliches Antitz geschaffen, aber dabei versucht, so viel Natur wie möglich zu schützen. Und die Methoden waren die denkbar einfachsten: Das Planen eines Designbüros aus Singapur wurden vor allem lokale Ressourcen genutzt, es wurde ohne moderne Technik, dafür mit sehr vielen Händen und mit viel Geduld gebaut und, wie Paul betont, „der Bauherr hat Fehlschläge verziehen und einen langen Atem gehabt“.

Fortsetzung auf Seite 68